

James Meek

Liebe und andere Parasiten



JAMES MEEK

LIEBE UND  
ANDERE PARASITEN  
ROMAN

Aus dem Englischen von  
Hans-Ulrich Möhring und Karen Nölle

Deutsche Verlags-Anstalt



»Heiraten, eine Familie gründen, alle Kinder, welche kommen wollen, hinnehmen, in dieser unsichern Welt erhalten und gar noch ein wenig führen ist meiner Überzeugung nach das Äußerste, das einem Menschen überhaupt gelingen kann.«

*Franz Kafka* (dem das nie geglückt ist)



ERSTER  
TEIL



# 1

Sie stimmte, die Geschichte, die in Ritchie Shepherds Filmproduktionsgesellschaft die Runde machte. Die sich in die Köpfe einschlich, obwohl die Mitarbeiter kaum etwas davon merkten und schon gar nicht darüber sprachen. Sie war wie ein übler Geruch, eben wahrzunehmen, aber so schwach, dass man ihn gar nicht erwähnte. Immer wenn sie sich während der Herbst- und Frühjahrsstaffeln von *Teen Makeover* um Ritchie scharten und ihm Fragen stellten, auf die sie die Antwort schon kannten, wenn sie Komplimente zu ergattern versuchten und darum buhlten, dass er ihren Feinden eine Abfuhr erteilte, beobachteten seine Leute ihn. Sie sahen, dass er nicht so witzig war wie sonst. Sparte er sich seine Scherze für jemand anderen auf? Er hatte einen komischen Gang angenommen, fanden sie, seltsam federnd, übereifrig, als meinte er, irgendetwas gäbe ihm zusätzliche Energie oder machte ihn jünger.

Solange das Gerücht unausgesprochen blieb, hatten die Mitarbeiter Herzstechen. Das Gerücht besagte, dass Ritchie nach langer Enthaltbarkeit mal wieder seine Frau Karin betrog, diesmal mit einer Minderjährigen. Ritchies Familie tat ihnen leid, aber was war, wenn der Schaden auf sie, die Beschäftigten in der Firma, übergriff? Sie fühlten sich persönlich bedroht. Wenn erst einer infiziert war, übertrug sich der Skandal auf die anderen. Alle mochten Ritchie, aber sie waren überzeugt, dass er egoistisch genug war, um sie alle

mit hineinzureißen. Die Büros der Produktionsfirma waren von Nervosität und Misstrauen verseucht. Als eines Tages zwei vierzehnjährige Zwillingmädchen ohne elterliche Begleitung auftauchten und nach Ritchie fragten, sprang Paula, seine Assistentin, überstürzt hinter ihrem Schreibtisch auf, nahm mit dem Schenkel die überhängende Kante einer ausgedruckten E-Mail mit und schüttete sich eine Tasse Kaffee über den Rock. Der Oberbeleuchter schrottete eine zweitausend Pfund teure Fresnel. Er ließ sie von der Brücke fallen, als er sah, wie Ritchie lächelnd den Ellbogen einer hoch aufgeschossenen Zehntklässlerin im kurzen Kleidchen berührte. »Die hatte schon richtig weibliche Kurven!«, hätte der Beleuchter zu seiner Verteidigung gesagt, wenn er nicht befürchtet hätte, alle verrückt zu machen, und so schrie er nur: »Ich Vollidiot!«, während die unten Stehenden vor den Linsensplittern davonsprangen, die über den Boden spritzten. Als die Regieassistentin Ritchie mit einer Gruppe knackärschiger Schulmädchen in Leotards sprechen sah, schritt sie ein und unterbrach ihn mitten im Satz. Noch ehe sie ausgeredet hatte, wurde ihr klar, dass sie sich lächerlich machte. Die Mädchen hatten ihre Lehrerinnen dabei. Schuld war die stechende Furcht in ihrem Herzen.

Das Stechen ließ sich nur lindern, indem man Worte dafür fand. Das Produktionsteam brauchte etwas Sagbares, um den Druck von der Brust zu bekommen, und als das Gerücht endlich seine ausgesprochene Form erhielt, waren alle dermaßen erleichtert, dass sie ihm sofort Glauben schenkten. Viel besser, wenn Ritchies zehn Jahre bestehende Ehe mit Karin wegen der hübschen, aber über einundzwanzigjährigen Moderatorin Lina Riggs in die Brüche ging und er deshalb das Sorgerecht für Sohn und Tochter verlor, als dass der Boss etwas Illegales und Schändliches machte, das sie alle mit dem unauslöschlichen Makel eines unaussprechlichen

Wortes befleckt hätte. Aus »Ich frage mich, ob ...« und »Ich wette, dass ...« und »Du glaubst doch nicht etwa ...« wurde »Ich hab gehört ...« und »Ich muss euch was Irres sagen ...« und »Ich weiß, wen Ritchie vögelt ...«, ohne dass jemand den Übergang merkte. Die Überzeugung beruhigte alle.

Ritchie fiel auf, dass regelmäßig ein dümmliches Grinsen auf den Gesichtern seiner Mitarbeiter erschien, wenn er in Riggsys Nähe kam. Er wusste nicht, wie glücklich es sie machte, ihre Überzeugung bekräftigt zu sehen, dass er seine Familie mit einer mündigen Erwachsenen betrog. Sie hatten keine Ahnung, dass aus ihrem Gerücht mit dem Aussprechen ein Irrtum geworden und dass das ursprüngliche Gerücht, die stechende Furcht in ihrem Herzen, die Wahrheit war. Sie wussten nicht, dass Ritchie eine Affäre mit einer noch nicht ganz Sechzehnjährigen hatte, die er durch ihren Auftritt in der vorigen Staffel von *Teen Makeover* kennengelernt hatte. Er traf Nicole einmal die Woche. Er hatte vor, die Sache so lange zu genießen, wie ihm danach war, und sie dann zärtlich zu beenden. Nicole würde, stellte er sich vor, gerührt sein, dass er sie freiwillig aufgab. Das würde bald geschehen, und niemand würde etwas gemerkt haben. Wie auch? Sie passten beide gut auf, und London war ein wilder Wald aus Backsteinmauern und Ziegeldächern, wo Stadtpläne einem nur zeigten, wie wenig man wusste.

## 2

Ritchie erwachte in einem weichen Sessel in einem großen, hellen Raum. Eine alte Schallplatte drehte sich knisternd, und er hörte die Stimmen von Ruby, Dan und Karin im Garten, drei Stockwerke tiefer. Irgendwo weit weg klapperte etwas gegen Holz.

Wie ein Latz lag die durchs Südfenster fallende pralle Sonne auf seinem ausgefransten gelben T-Shirt und verbreitete wohlige Wärme auf seiner Brust. Durch den Mittagschlaf fühlte er sich erfrischt und zufrieden. Frau und Kinder waren ihm nahe und zugleich fern genug: Er hörte, dass sie glücklich waren, und sie störten ihn nicht.

Ihm gegenüber dort im Dachgeschoss stand eine fahrbare Leiter vor einer Regalwand, die vom Boden bis zu den Sparren mit Schallplatten gefüllt war. Ritchies Arbeitszimmer war so groß, dass man darin Rad fahren konnte, aber er hatte kein Fahrrad hier oben; er hatte ein Dreirad für Erwachsene. Die Reifen surrten auf den gewachsenen Eichendielen, wenn er in die Pedale trat und lossauste: um den Treppenschacht in der Mitte des Raumes herum, vorbei an den Glasschränken mit seiner Sammlung britischer Kriegscomics, vorbei am Schreibtisch und der Kühlvitrine, in der sein Bier und seine Puddings standen, vorbei an dem Waschbecken, das einst ein viktorianischer Taufstein gewesen war, und dem WC in einer alten roten Telefonzelle mit geschwärzten Scheiben, zum Gitarrenkoffer. Im Gitarrenkoffer wohnte eine seiner zwei stahlbespannten Akustikgitarren, die Karin ihm zu seinem Vierzigsten aus Fichte und Walnuss hatte bauen lassen, mit ihren Namen (seinem und ihrem) in Perlmutter eingelegt; und in der Gitarre verbarg sich ein Geheimnis – das Handy, das er für seine Gespräche mit Nicole benutzte.

Er stand auf und sah aus dem Fenster. Unten im Garten ernteten Karin und die Kinder Obst. Ihre glänzenden Haare und perspektivisch verkürzten Körper tauchten aus dem Schatten auf und wieder in ihn ein. Er hörte sie reden, doch durch die Scheibe drangen nur gedämpfte freundliche Unverständlichkeiten. Er ging zum Schreibtisch, öffnete die Kühlvitrine und nahm sich von den Vorräten einen Becher Schokoladenpudding. Seine bevorzugte Marke hieß Choc-

Pot, denn da war das Holzlöffelchen gleich mit dabei, sodass er nicht erst eines suchen musste. Er machte den Deckel auf, stellte den Becher hin und griff sich seinen BlackBerry. Dann löffelte er mit der Rechten Schokoglibber und scrollte sich mit dem linken Daumen durch seine E-Mails. Ein Hap-pen Pudding fiel vom Löffel und landete auf dem Balkon seines Bauchs. Er legte den BlackBerry weg, beseitigte das Malheur mit dem Zeigefinger, führte den zitternden Klumpen an den Mund, leckte den Finger ab und ging zum Taufstein. Ohne es auszuziehen, hielt er das T-Shirt mit beiden Händen unter den Wasserhahn und rubbelte, bis der braune Fleck fast verschwunden war. Er wrang die nasse Stelle aus.

Die Lust, Nicole anzurufen, sie allein zu Hause zu erwischen, kribbelte in seiner Magengrube. Er schritt zum Gitarrenkoffer, schnippte die Verschlüsse auf und öffnete ihn. Die Gitarre war nicht da.

Ritchies Handfläche und Finger legten sich auf das blaue Plüschfutter des Koffers. Der Mund stand ihm offen.

Er drehte sich um und lief zur Treppe, die Zehen gekrümmt, damit ihm die alten Flipflops nicht von den Füßen flogen. Er musste aufpassen, dass er sich auf den sechs Treppenfluchten bis hinunter zum Obstgarten nicht den Hals brach: drei Stockwerke, fünf Richtungswechsel. Seine Hände grapschten Halt suchend nach den fußballgroßen Eichenkugeln, lackiert und auf Hochglanz poliert, die das Geländer auf jedem Treppenabsatz krönten. Er geriet ins Stolpern, rutschte von der Stufe, knallte an die Wand, landete auf dem Hintern, rappelte sich auf und lief keuchend weiter. Ich komme außer Atem, wenn ich mit Nicole schlafe, dachte er. Ob sie das stört? Während seine Füße trappelten und sein Herz hämmerte, fiel ihm das Geräusch wieder ein, das er beim Aufwachen gehört hatte, das Klappern gegen dünnes Holz. Wenn neugierige Hände in die Gitarre hineingriffen,

wieso war da ein Handy drin? Er hatte sich keine erklärende Lüge ausgedacht.

Am Fuß der Treppe angelangt, hastete er durch den Flur zur Küche und dankte Gott, dass die Gartentür offen stand. Zwei Schritte vor der Schwelle fühlte er etwas die Schenkel hinuntergleiten. Seine Shorts rutschten ihm auf die Waden. Er stürzte und prellte sich das Knie an den Küchenfliesen. Die nackten Schenkel machten unangenehme Bekanntschaft mit dem kalten Schiefer. Er stand auf, zog sich die Hose hoch, band die Kordel zu und humpelte in den Garten hinaus.

Eine milde englische Wärme hüllte ihn ein, und er blinzelte gegen die Helligkeit an. Auf der Eibe gurrte eine Ringeltaube. Karin stand mit dem Rücken zu Ritchie und streckte sich, um Mirabellen von einem hohen Ast zu pflücken, der immer wieder raschelnd zurückschnellte. Der Saum ihres Musselinrocks schob sich über ihre braunen Waden nach oben, und ein Träger ihres Tops rutschte ihr von der Schulter. Es roch nach Gras, wo die Sonne auf die von nackten Füßen zertretenen Halme schien. Ritchie bedauerte, dass er später mit seiner kleinen Freundin verabredet war. Er wäre lieber mit Frau und Kindern zu Hause geblieben. Dan lief von Stamm zu Stamm und hielt dabei Ritchies Gitarre wie eine Waffe, ging in die Hocke und zielte mit dem Gitarrenhals. Ruby häufte Früchte auf. Sie sah ihren Vater und sprang auf.

»Guck mal, Daddy!«, rief sie. Sie schraubte ihren schmalen Oberkörper zu Karin herum und lachte.

Dan erhob sich ängstlich. »Gib mir die Gitarre«, sagte Ritchie. Dan ließ sie ins Gras fallen und lief zu seiner Mutter. Ritchie fasste die Gitarre am Hals und schwenkte sie beim Aufheben. Nichts drin. Er spähte in das hohe Gras. Das Handy konnte rausgefallen sein, oder jemand von seiner Familie konnte es genommen haben. Das Handy enthielt

dutzendweise Nachrichten von Nicole, die so obszön waren, dass er es nicht fertiggebracht hatte, sie zu löschen.

»Ich wüsste nicht, dass du gefragt hättest, ob du in Daddys Atelier darfst«, sagte Ritchie.

»Du hast geschlafen«, sagte Dan. Er krallte sich an Karins Rock und sah zu ihr auf.

»Mummy, Daddy blutet!«, sagte Ruby. »Und er schnauft so komisch.«

Karin sah Dan an und strich ihm über den Kopf. »Ich weiß nicht, warum du dir Daddys Gitarre nicht ausleihen solltest«, sagte sie zu ihrem Sohn. »Er spielt sie nie.«

»Lass das«, sagte Ritchie. Karin blickte ihn an und Dan ebenfalls. Beide hatten eine kühle, fragende Miene wie zwei Ärzte, die er im Gespräch über seinen Fall unterbrochen hatte. »Sprich nicht mit Dan über mich, als ob ich nicht da wäre. Außerdem irrst du dich. Ich spiele ständig auf ihr.« Er hob die Gitarre hoch und sah »Ritchie«, vom Perlmutterinlay reflektiert, in leuchtender Spiegelschrift über Karin und Dan huschen. Beide hielten sich eine Hand vor die Augen, als sein Name über ihr Gesicht strich.

»Guck doch hin«, sagte Karin. »Die zwei oberen Saiten sind gerissen und die andern sind völlig verstimmt.«

»Mum, Daddy blutet!«, rief Ruby abermals. Sie lief zu Karin und zupfte an der anderen Seite des Rocks. Ruby war diejenige, die fraglos um ihn besorgt war, nicht aus Pflichtgefühl, sondern einfach so, da war sich Ritchie sicher. Sie war sechs, und er wusste, dass sie zeitlebens so für ihn empfinden würde, in jedem Alter. Mit Dan zu schimpfen war ein gefährlicher Fehler gewesen, erkannte er, denn er wusste nicht, wo das Telefon war, aber Dan oder Karin – oder beide! – konnten es wissen und nur den richtigen Zeitpunkt abwarten, um ihn zur Rede zu stellen. Er musste wieder Herr der Lage werden. Dabei fühlte er sich gar nicht herrschaftlich, weil seine Art,

Herrschaft auszuüben, so gütig daherkam: mit Freundlichkeit, Großzügigkeit. Es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, dass das Bestreben, das Monopol auf Großzügigkeit zu haben, das wesentliche Merkmal eines Despoten war.

»Was ist mit deinem Bein?«, fragte Karin.

»Ich bin auf den Fliesen ausgerutscht. Dan, komm her, zeig mir mal, was du spielen kannst.« Er hielt seinem Sohn die Gitarre hin.

»Ich will nichts spielen«, sagte Dan, und flink wie eine Forelle schoss er davon und verschwand hinter der Eibe am Ende des Obstgartens.

»Mum, kann ich Blätter auf Daddys Bein legen, damit es zu bluten aufhört?«, fragte Ruby.

»Wenn Daddy dich lässt, Schatz.« Sie musterte Ritchie. Ihr Blick strich über das Blut, die abgetragenen Sachen, den Fleck am Bauch und das Stoppelkinn.

Er hatte Angst, dass Karin ihn nicht liebte, was eine Katastrophe wäre, denn er liebte sie, und er liebte seine Kinder, und wenn sie ihn nicht liebte, wäre ihm das Vergnügen verdorben, sie zu betrügen und sich reingewaschen zu fühlen, wenn er voll Liebe zu ihr zurückkehrte.

»Du kannst uns beim Pflücken helfen, wenn du schon mal hier bist«, sagte Karin. Sie drehte ihm den Rücken zu und fuhr mit dem Ernten fort.

Ritchie legte die Gitarre hin, verschränkte die Arme und summte ein Lied, während er langsam Kreise zog und mit den Zehen über das Gras strich. Er beugte den Kopf und hielt Ausschau nach etwas Silbernem, blickte aber alle paar Sekunden auf, um sich zu vergewissern, dass Karin nicht schaute.

Ruby kam mit einer Handvoll Blätter zu ihm. »Mum, Dad hat Schokoladenpudding gegessen«, sagte sie. »Warum dürfen wir keinen?«

»Das ist nicht gut für euch«, sagte Karin, ohne sich umzudrehen. »Das gibt es nur mal ausnahmsweise zum Naschen.«

»Warum darf Daddy naschen und wir nicht?«

»Daddy erlaubt sich das selbst.«

Ritchie sah eine Gelegenheit. »Wir können alle Schokoladenpudding essen«, verkündete er, »wenn wir mit der Ernte fertig sind.« Das Wort »Ernte« wird Karin gefallen, dachte er. Es hörte sich an, als machte die Familie etwas Reelles zusammen, im Einklang mit der Natur und den Jahreszeiten.

Ruby kniete sich neben ihren Vater ins Gras und fing an, Blätter auf das gerinnende Blut an seinem Bein zu drücken. Sie runzelte vor Konzentration die Stirn. Ritchie fühlte sich an den Ausdruck auf Nicoles Gesicht erinnert, in einer ganz bestimmten Situation. Ihm zog sich alles zusammen. »Ruby, Liebes, jetzt geht's schon viel besser«, sagte er. »Geh und hol Daddy eine leckere Mirabelle.«

»Ich hab eine«, sagte Ruby. Sie fasste in die Brusttasche ihres Jeanskleides und hielt ihm eine harte, kleine grüne Mirabelle hin. Er nahm sie und rollte sie in der Hand.

»Danke, mein Schatz, aber die ist noch nicht reif«, sagte er.

»Iss sie!«, sagte Ruby. Sie lachte. »Los, mach! Du musst sie essen!«

»Ich dachte, du magst die unreifen«, sagte Karin. Sie trat auf ihn zu. Von dem schweren Korb voller Früchte, den sie trug, traten an ihrem rechten Unterarm die Muskeln unter der braunen, geäderten Haut hervor.

Ritchie stand auf. Er biss in die straffe Haut der Mirabelle, nagte ein Stück des herben Fleisches ab und zerkaute es.

»Ausgezeichnet«, sagte er. Er zwang sich, nicht den Mund zu verziehen und das Häppchen auszuspucken.

### 3

Ritchie fand seinen Sohn unter der Eibe. Auf die Ellbogen gestützt, lag er bäuchlings im Gras und drosch mit den nackten Unterschenkeln in die ungemähten kühlen Halme im Schatten des Baumes. Kopf und Rumpf lagen in der Sonne. Er hatte ein Gerät in der Hand. Ritchie beschleunigte seine Schritte.

Im Näherkommen erkannte er, dass Dan gar nicht Nicoles obszöne Anmachen las. Er spielte auf seinem Nintendo. Ritchie setzte sich im Schneidersitz ein Stück vor ihm auf den Boden. Dan blickte nicht auf, solange Ritchie nichts sagte. Seine roten Lippen formten einen feuchten Flunsch. Er hatte sich mit dem Vorsatz dort hingelegt, sich suchen zu lassen. Ritchie überlegte, ob er in Dans Alter auch so dicke Arme gehabt hatte. Brauchte der Junge ein Fitnessgerät?

»Du magst es auch nicht, wenn jemand, ohne zu fragen, in dein Zimmer kommt«, sagte Ritchie.

»Das ist was anderes. Ich hab Geheimprojekte«, sagte Dan.

»Tja, vielleicht habe ich ja auch Geheimprojekte.« Kaum war es heraus, wusste Ritchie, dass er das nicht hätte sagen sollen.

»Was für Geheimprojekte?«, fragte Dan und sah Ritchie mit einem Ausdruck von Neugier an, der so karinähnlich war, dass er sich umschaute, ob seine Frau sich vielleicht an sie herangestohlen hatte.

Ritchie beugte sich näher zu Dan und senkte die Stimme, sodass Dan bei dem Ton interessiert aufblickte.

»Du willst auch nicht, dass jemand bei dir ins Zimmer reinplatzt und dich ohne was an sieht«, sagte er.

Dans Schultern zuckten, er lachte verlegen und versteckte das Gesicht hinter dem Nintendo. »Ist mir egal!«, sagte er.

Seine blauen Augen lugten über das Gerät, und rechts und links wölbten sich seine grinsenden Backen.

»Na, mir nicht!«, sagte Ritchie und boxte Dan leicht an die Schulter. »Ich will nicht, dass du reinkommst und mich ohne was an siehst!« Dan rollte sich lachend auf den Rücken, machte Ekelgeräusche und streckte die Zunge heraus. Er ist in Ordnung, dachte Ritchie. Er wird seinen Weg gehen. Ritchie fragte sich manchmal, ob Dan in der Schule gemobbt wurde, aber in dem Jungen steckte ein Mann, auch wenn es einiges kosten würde, ihn zum Vorschein zu bringen. Ritchie fragte Dan, ob er sich irgendwas wünschte. Dan hörte auf zu lachen und blieb still im Gras liegen, das Gesicht von Ritchie weggedreht, die Ohren gespitzt.

»Hättest du gern eine eigene Gitarre?«, fragte Ritchie.

»Ich hab schon eine«, sagte Dan.

Ritchie fiel die elektrische Kindergitarre ein, die Dan nie spielte, und das Schlagzeug, das er nicht anrührte.

»Warum wolltest du Daddys Gitarre haben, Dannyherz?«, sagte Ritchie. »Was ist an deiner auszusetzen?«

Dan drehte das Gesicht noch weiter weg und schniefte, und Ritchie sah Tränen auf seinen Wangen. Ratlos legte er Dan eine Hand auf die Schulter und fragte, was los sei.

»Nichts«, sagte Dan. »Ich bin dir egal. Ruby und ich sind dir egal.«

»Wie kannst du das sagen?«, sagte Ritchie. »Weißt du denn nicht, wie viel es mir bedeutet, euch ein guter Vater zu sein? Kannst du dir vorstellen, wie es für mich als Kind gewesen ist, aufzuwachsen ohne –«

»Ich weiß«, sagte Dan.

»Das war ein Tritonus, den du da gemacht hast. Ich *weiiiiß*.  
La *laaaaa*.«

Dan setzte sich auf, die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, ohne zu weinen oder zu lachen, einen halb vertrauten Aus-

druck von Verschlagenheit im Gesicht. Vielleicht ist er der Typ in der Schule, der die andern mobbt, der Boss auf dem Schulhof, vor dem alle andern Angst haben, dachte Ritchie mit jäh aufwallender Hoffnung.

»Wenn du ohne Vater so reich geworden bist«, sagte Dan, »warum ist es dann besser, dass ich einen habe?«

»Was für eine schreckliche Frage!«, sagte Ritchie langsam, unschlüssig, wie er reagieren sollte. Was sein Sohn gerade zu ihm gesagt hatte, eröffnete mehrere Wege, und er konnte jedem von ihnen folgen und dabei Ritchie bleiben. Den einen Weg beschreitend, beschimpfte er seinen Sohn als herzlosen, undankbaren Lummel. Auf einem anderen sagte er gar nichts, musterte Dan kalt, drehte sich um, kehrte ins Haus zurück, ohne die flehentlichen Bitten um Vergebung zu beachten, und ging seiner Familie für den Rest des Tages aus den Augen. Der dritte Weg sah so aus, dass er den Kopf schüttelte, leise lachte, mit der Hand durch Dans volle blonde Haare fuhr und ihm sagte, er sei ein pfffiges Kerlchen.

Für diese Möglichkeit entschied er sich. Er streckte die Hand nach dem Kopf seines Sohnes aus, doch in dem Moment rief Karin vom anderen Ende des Obstgartens Dans Namen. Dan sprang so rasch auf, dass Ritchies Hand stattdessen sein Ohr streifte. Er warf seinem Vater einen kurzen Blick zu, verwirrt von der merkwürdigen Berührung und ein wenig ängstlich, als meinte er, zufällig einem Schlag ausgewichen zu sein, keinem Streicheln.

»Sollen wir schaukeln gehen?«, sagte Ritchie.

»Mum ruft«, sagte Dan. »Ich bin zu alt für die Schaukel.«

Ruby kam lachend auf sie zugaloppiert, und Ritchie packte sie unter den Armen und hob sie in die Höhe, sodass ihr Kopf die Sonne ausblendete. Er wog ihre nette zappelnde Kompaktheit. Wirre Haarsträhnen fielen ihr ins Gesicht, und Ritchie genoss die Ungeteiltheit ihrer Aufmerksamkeit.

»Sollen wir schaukeln gehen?«, sagte er, und sie nickte. Ohne Dan anzuschauen, setzte er Ruby ab, nahm ihre Hand und ging mit ihr zu der Seilschaukel, die vom Ast einer alten Kastanie hing.

Er schob Ruby auf der Schaukel an und beschloss, es ebenfalls zu versuchen. Ruby meinte, das gehe nicht, er sei zu dick, und obwohl er sich die Frechheit verbat, zweifelte er selbst auch, ob die Schaukel sein Gewicht aushalten würde. Er setzte sich vorsichtig auf das Holzbrett und hörte den Ast knarren. Dan und Karin kamen auf sie zu. Er stieß sich mit den Fersen ab, nahm die Füße vom Boden und schaukelte hin und her. Das Knarren wurde lauter. Es war weniger die Furcht, der Ast könnte brechen, als das Gefühl, dass der Baum litt, was ihn bewog, anzuhalten und von der Schaukel zu steigen, als Dan und Karin herantraten.

Seine Füße standen kaum sicher auf der Erde, da plumpste die Schaukel ins Gras, als hätte ein Kobold oben im Geäst den Knoten gelöst, und das Seil fiel mit einem pikierten Knall obendrauf. Ruby kreischte, und die anderen zogen scharf den Atem ein und begannen zu lachen. Ritchie fing Karins Blick auf und grinste. Er hatte den Eindruck, dass über diesen Zufallsmoment leisen Bangens der Familienzusammenhalt prompt wieder eingerastet war. Fast hatte er es schnappen hören.

## 4

Im Bad zog Ritchie seine schmutzigen Sachen aus und duschte. Er wusch sich die Haare mit Pflegeshampoo, föhnte sie und frisierte sie mit Gel. Er rasierte sich, nahm Feuchtigkeitscreme und Duftlotion aus einer Flasche, auf der »après-rasage« stand, zupfte sich die langen Borsten ab, die ihm aus

Nase, Ohren und an den Brauen wuchsen, putzte sich die Zähne mit Bürste und Zahnseide, gurgelte mit Listerine und brauchte eine halbe Stunde, um sich ein Hemd auszusuchen.

Karin hatte ihn schon zweimal beim Fremdgehen ertappt, einmal kurz vor der Geburt der Kinder und einmal kurz danach. »Wenn du das noch mal machst«, hatte sie ihm erklärt, »lasse ich mich von dir scheiden, Sorge dafür, dass dir das Sorgerecht entzogen wird, und quetsche dich bis auf den letzten Penny aus.«

Dass ihm alles genommen würde, was er hatte, war beängstigend, aber er konnte es sich nur schwer vorstellen. Der Moment der Enthüllung erschien ihm schlimmer als die Folgen. Er hatte festgestellt, dass er sich so lange nicht schämte, Karin zu betrügen, wie sie es nicht merkte. Das war die große Entdeckung seines Erwachsenenlebens, größer als die Entdeckung, dass er ein guter Geschäftsmann war oder dass er mehr Geld verdiente als andere Zeitgenossen, die talentiertere Musiker waren. Sein Gewissen regte sich nur, wenn jemand ihn darauf aufmerksam machte, dass er eins hatte und dass es gut daran täte, sich zu regen. Solange das nicht geschah, war er ein Mann, der sich nach Kräften bemühte, gut zu zwei Frauen zu sein, die nichts gemeinsam hatten und sich im Leben nie begegnen mussten. Er liebte seine Frau; er würde sie nie verlassen. Karins Glück war ihm wichtiger als alles andere – außer Ruby und Dan. Deshalb wollte er alles tun, was er konnte, um sie vor dem Wissen zu bewahren, dass er mit einer anderen schlief.

Ritchie nahm die Sachen und ging zum Anziehen in das Ankleidezimmer von Karin. Es hatte bessere Spiegel, und es war näher an der Haupttreppe. Falls Karin kam, um einen Streit anzuzetteln, und die Tür offen stand, musste sie die Stimme dämpfen, damit die Kinder es nicht hörten. Der Nachteil war, dass er sich das Zimmer mit dem großen Foto

der jungen Karin teilen musste, das eine ganze Wand einnahm. Es war aufgenommen worden, als sie neunzehn und er einundzwanzig war und der Hit ihrer Band in London, New York und Tokio die Charts stürmte. In dem Jahr hatte Ritchie eines Abends in North Shields durch die Scheibe seiner bei Rot haltenden Stretchlimo eine Kette von Mädchen gesehen, die Arm in Arm mitten auf der nassen Straße marschierten und seinen und Karins Song sangen, die Jacken offen und die Gesichter und die tief ausgeschnittenen Kleider vom Regen gepeitscht, bis ihnen die Wangen und Kehlen glänzten.

Das Foto zeigt Karin nachts auf einer Parkbank. Sie trug Stiefeletten, einen weißen Chiffonschal, einen weißen BH und einen weißen Slip. Sie lümmelte breitbeinig auf der Bank, die Ellbogen auf der Rückenlehne und die Unterarme herabhängend, in der einen Hand eine Zigarette. Neben ihr stand eine halb leere Literflasche Wodka. Im Blitzlicht war ihre Haut kreideweiß, obwohl die Auflösung so gut war, dass man die Gänsehaut und die feinen Härchen auf Armen und Beinen erkennen konnte. Es war die Zeit, in der sie ihren Körper mit Giften vollgepumpt hatte, nicht, wie die Zeitungen behaupteten, weil sie sich hasste, sondern weil sie sich liebte, und die Resistenz ihres Körpers gegen all diese Gifte war der exakte Gradmesser dafür, wie unzerstörbar jung und schön sie sich fühlte.

Die Illusion der Spontaneität wurde durch Karins festgesprayte goldene Lockenpracht und ihren kunstvollen schwarzen Lidstrich verdorben, aber Ritchie wusste, dass es keine Illusion war. Er war zu dem Fototermin im Park mitgekommen. Karin hatte ihr Kleid ausgezogen und es auf dem bereiften Laub am Rand der Parkstraße liegen lassen, weil sie Lust dazu hatte. Die Stylistin hatte die Hand gehoben, um sie davon abzuhalten, und dann gemerkt, dass

es zwecklos war. Ritchie wusste, dass Karin die fehlende Wodkahälfte intus hatte. Mittendrin hatte sie die Flasche an den Hals gesetzt, sich mit dem Handrücken über den Mund gewischt, und als die Visagistin ihr Gesicht retten wollte, hatte sie den Kopf auf die Brust hängen lassen, gehustet, gelacht, gesagt: »Ich zieh das Ding aus«, war aufgestanden und hatte den Reißverschluss aufgezogen. In dem Moment war Ritchie aufgegangen, dass seine zukünftige Frau wilder war als er.

Heute schien es ihm, dass seine Frau ihn getäuscht hatte. Sie hatte ihn in dem Glauben gewiegt, er könne noch so verrucht sein, sie sei auf jeden Fall verruchter. In seinen Zukunftsvisionen war er der Normalo neben der wilden Rockröhre gewesen. Doch während er vor der Menge mit den Hüften wackelte und Songs ins Mikro spuckte und dabei innerlich mit den Renditen von Offshore-Ölfeldern beschäftigt war, dachte sie, wie sich herausstellte, an Kinder; sie dachte daran, während sie, auf die Gitarrensaiten eindreschend, massive Brocken aus der Luft hackte, in messerscharfer Harmonie mit ihm sang und die Lautsprechtürme zum Zittern brachte. Ritchie hatte sich nicht geändert; aber sie. Vor Jahren begann hinter ihrer Krawallfassade die Tugend hervorzulügen, und bald musste Ritchie hilflos mit ansehen, wie das Moralpodest seiner Frau aus den Tiefen aufstieg und an seinem vorbeizog und immer weiter stieg, bis sie turmhoch über ihm stand. Es war weniger so, dass sie sich von Coke, Cocktails, Sex mit hübschen Jungen wie Mädchen und Zigaretten lossagte, als dass sie das alles lässig abstreifte wie ausgetretene alte Schuhe. »Lass uns aufs Land ziehen«, sagte sie, und sie kauften ein Haus in Hampshire. Sie stand ihm zur Seite, schön, begabt, witzig, liebevoll, allein die Seine und Mutter seiner Kinder, und er verstand die Welt nicht mehr.

Karin kam ins Zimmer und lächelte ihn auf eine Art an, die Ritchie deutete als »Lass uns nicht reden, ja?«. Sie öffnete einen der Schränke und begann, ihre alten Kleider durchzuschauen. Die Bügel klickten an der Stange, und Ritchie spürte, wie die Wortlosigkeit sich aufblies, bis sie gegen die Zimmerwände drückte. Karin nahm sich ein kurzes Kleid mit kobaltblauen Pailletten und ein anderes mit schwarzen Perlen und warf sie aufs Bett. Sie holte einen Karton hervor, wühlte darin herum und kippte ihn aus. Gefärbte Federn, paillettenbesetzte Handschuhe und Hüte aus metallisch schillerndem Bast ergossen sich auf die gelackten Fußbodendielen. Sie kniete sich hin und durchstöberte ihre alten Schätze.

»Gehst du aus?«, fragte Ritchie. Karin schüttelte den Kopf, ohne aufzublicken. Sie enthederte ein Halsband aus Jadeimitat von einem goldenen Plastikstirnreif mit blauen Plastiksteinen und warf den Stirnreif aufs Bett.

»Ich hab Ruby versprochen, Sachen zum Verkleiden für sie rauszusuchen. Ihre Freundin Deni kommt heute zum Spielen«, antwortete sie. »Ich muss Abendessen für sie machen. Vielleicht bleibt mir danach noch Zeit für ein paar Telefonate, bevor Denis Mutter sie abholen kommt und ich mir ihre Sorgen anhören muss. Wenn das erledigt ist, müssen Dan und Ruby ins Bett gebracht werden und vorgelesen bekommen. Ich glaube kaum, dass ich ausgehen werde.«

Wie jedes Mal, wenn seine Frau ihn daran erinnerte, wie sehr ihr Leben Dan und Ruby gewidmet war, kam Ritchie der Gedanke, sie zu fragen, warum sie so viel Zeit mit der Kinderbetreuung verbrachte, wo sie doch Milena dafür bezahlten. Er stellte die Frage nicht mehr, weil er nichts gegen Karins Antwort sagen konnte, dass Dan und Ruby ihr zu wichtig waren, um sie von einer anderen großziehen zu lassen. Wenn Karin das sagte, glaubte er es; warum auch

nicht? Er liebte die Kinder genauso. Doch noch während er sich selbst die Antwort gab: Ja, natürlich, weil sie die beiden liebt, kam ihm ein zweiter Gedanke, dass es zu Karins schon lange laufendem Überlegenheits- und Vorwurfsspiel gehörte. Es war genial. Sie spielte die gute Mutter und bessere Erzieherin und beraubte ihn gleichzeitig seiner großen Stärke in der Familie, seiner Großzügigkeit, seiner Fähigkeit, die Bedürfnisse und Wünsche der Seinen zu erkennen und die Briefftasche zu zücken, um sie zu befriedigen. Anfangs bestanden diese beiden Bilder von Karin – als liebende Mutter und als gerissene Partnerin – in Ritchies Kopf nebeneinander, wobei das erste mehr Raum einnahm. Doch das Bild von Karin als liebender Mutter war so vordergründig und simpel, dass es ihn nicht besonders interessierte, wohingegen das Bild der gerissenen Karin provokant und faszinierend war und von Ritchie scharfsinniges Handeln verlangte. Folglich schob er das Bild der liebenden Mutter beiseite und drehte und wendete und prüfte lieber das Bild der gerissenen Karin, bis es zu einem natürlichen Teil seiner Vorstellungswelt wurde. Der Gedanke einer listigen, berechnenden Karin baute ihn auf. Für Ritchie bedeutete das, dass ihr wildes altes Ich nicht verschwunden war.

Karin legte die übrigen Kostümartikel wieder in den Karton zurück und verstaute ihn im Schrank. Ritchies Augen huschten zu dem arroganten Grinsen der jungen Karin an der Wand. Die zwanzig Jahre ältere Karin folgte seinem Blick. Sie verdrehte Kopf und Hals und betrachtete die großflächige Darstellung ihrer unsterblichen Frühzeit.

»Sie gleicht mir mit jedem Tag weniger«, sagte sie.

»Macht dir das was aus?«, fragte Ritchie.

»Nein, aber dir.« Karin kniff sich in den Handrücken und ließ dann los. Ein Grat blieb einen Moment lang stehen, bevor sich die Haut wieder glättete. »Es ist bloß Haut«, sagte

sie. »Mit meinem eigentlichen Ich hat das wenig zu tun. Wenn es ein Jenseits gäbe, würde ich da nicht mit dir als Einundzwanzigjährigem zusammen sein wollen, fürchte ich.«

»Das schien schon damals nicht das wirkliche Du zu sein.« Ritchie ging zur Wand und strich mit dem Zeigefinger über den kleinen Bausch zwischen den Schenkeln der jungen Karin. Er hatte nicht anders gekonnt, als sich darin ein fantastisches Geheimnis vorzustellen, das er nicht zu fassen bekam, einerlei wie er grapschte.

»Schon damals hattest du eine pornografische Fantasie. Du kannst so kalt sein«, sagte Karin.

»Wie bitte? Ich versteh nicht, was du meinst.«

»Das tust du nie.«

»Alle in dieser Familie werfen mir vor, dass ich nichts verstehe, aber niemand in der Familie kann mir irgendwas erklären. Wie Dan heute. Warum muss er meine Gitarre nehmen, wenn wir ihm schon eine eigene gekauft haben?«

»Weil es deine Gitarre ist. Er will keine eigene Gitarre, er will deine Gitarre. Er will in die Sendung. Er will Teil deiner Welt sein. Die Kids in der Schule sagen ständig zu ihm, wenn das die Sendung von deinem Dad ist, warum lässt er dich dann nicht auftreten?«

»Er hat schon lange nicht mehr gefragt«, sagte Ritchie.

»Du hast ihm erklärt, er wäre zu jung.«

»Das stimmt ja auch.«

»Und was das Wort ›Nepotismus‹ bedeutet.«

»Also bittel!«

»Und erzählst ihm ständig, dass du keinen Vater hattest, der dir hätte helfen können.«

»Warum ist es für Dan so uninteressant, einen Großvater zu haben, der ermordet wurde? Wenn ich einen Großvater gehabt hätte, der ermordet wurde, hätte ich das cool gefunden. Ich hätte ständig darüber geredet.«

»Du *redest* ständig darüber. Und dein Vater wurde nicht ermordet. Er wurde exekutiert. Im Krieg. Er war Soldat.«

»Wenn das Krieg war«, sagte Ritchie, »dann ist alles Krieg.«

Als er zwei Stunden später nach London aufbrach, fragte Karin, warum die Arbeit so häufig sein Wochenende zerhacke. »Ich hoffe, du fickst nicht mit einer andern«, sagte sie.

Ritchie lächelte. »Wenn ich nicht bei diesen Sonntagabendsitzungen dabei bin, schwingt niemand die Peitsche, das weißt du doch. Es gibt keine andere«, sagte er. »Ich habe versprochen, es nicht wieder zu tun, und das halte ich auch. Das musst du mir glauben.«

Ritchie fand es das Letzte, dass Leute logen, um sich selbst zu schützen. Er log nur, um seine Familie zu schützen. Es gefiel ihm gut, wie ein paar falsche Worte seine Frau, seine Kinder und seine friedliche, gedeihliche Zukunft mit ihnen in diesem Haus vor den Dingen abschirmten, die er in London mit Nicole trieb.

»Ich kriege dich kaum mehr zu sehen«, sagte Karin.

»Du siehst mich ständig«, sagte Ritchie. Er wusste, dass sie es anders gemeint hatte, aber er hoffte, dass sein bewusstes Missverständnis sie davon abhielt, ihm zu erklären, wie. Er lächelte zaghaft, und sein Gesicht nahm einen sehnenenden Ausdruck an.

»Nimm dich in Acht«, sagte Karin. »Wenn ich rauskriege, dass du lügst, werden die Anwälte über dieses Haus herfallen wie ...«, ihr linker Mundwinkel ging auf eine Weise nach oben, die Ritchie liebte, »... Wikinger über ein Kloster.«

»Es gibt keinen Grund zur Sorge«, sagte Ritchie. »Ich betrüge dich nicht.« Taktvoll, dachte er, sparsam: weniger als hundert falsche Wörter am Tag, und er sorgte dafür, dass seine Familie sicher war.

## 5

Für seine Tête-à-Têtes mit Nicole hatte Ritchie eine Wohnung in einer Sackgasse in Limehouse gekauft, in der vierten Etage eines neuen Wohnblocks. Er fand einen Parkplatz in der Nähe, und als er am Autoschlüssel auf »Lock« drückte und die Lichter aufblinkten, kam ihm das ordinär vor, wie eine Aufforderung an Passanten, bei seinen schmutzigen Spielen oben in der Wohnung mitzumachen. Aber es waren nie Passanten auf der Straße. Obwohl abends die Fenster erleuchtet waren und die Häuser bewohnt wirkten. Einmal sah er auf einem Fensterbrett einen Kaktus, der in der Woche davor noch nicht dort gestanden hatte. Aber außer dem Makler, der ihm die Wohnung gezeigt hatte, hatte er sonst noch keine Menschenseele zu Fuß gesehen.

Karin hatte er erzählt, er brauche eine Absteige für die Tage, an denen er abends lang arbeiten und morgens früh wieder losmusste. Sie hatte ihn einiges gekostet, obwohl die Decken der Wohnungen niedrig waren, die Zimmer knapp bemessen und die Fenster klein. Vor dem größten Fenster war mit etwas Abstand ein Metallgeländer angebracht. Der Makler hatte es als »französischen Balkon« bezeichnet. Es sah aus wie ein Schutzgitter gegen das Eindringen des Pöbels.

Er hatte monatelang in der Küche Kaffeebohnen gemahlen und sich mit einer Espressokanne Kaffee gekocht, doch der Geruch wollte einfach nicht einziehen, und wenn er die Tür aufmachte, roch die Wohnung immer noch unbewohnt. Er sah Nicoles nackten Fuß mit dem Goldkettchen um die Fessel am Ende des Flurs um die Ecke verschwinden. Sie spielte gern mit ihm, wenn er kam. Huschte wie ein Kätzchen durch die Wohnung, mit flink trippelnden Füßen,

und verharrte dann still irgendwo. Er hörte sie singen oder das leise Klingeln ihrer Armreifen. Manchmal ging er den Geräuschen nach, wie um sie zu jagen, und fand sie dann auf dem Bett oder in der Küche am Tresen lehnend, die Hände auf dem Rücken, ein nacktes Knie seiner Hand entgegen-gestreckt, und ihm in die Augen schauend, während er ihr den Rock hochschob.

Er stand im Flur und hörte, wie Nicole Türen und Schub-laden knallte. Der Fernseher lief, leise zwar, doch er erkannte die Sendung an der Stimme des irischen Showmasters, des-sen blökende Vokale durch das Gelächter des Publikums drangen.

Ich sollte jetzt Schluss machen, dachte Ritchie. Ihre fremde Anwesenheit in seinen vier Wänden erregte, erschreckte und verunsicherte ihn wie von Anfang an. Er erinnerte sich gut an den Moment, als er innerlich von dem Gedanken, dass er sie nicht haben konnte, umgeschwenkt war auf den Gedan-ken, dass sie ihm gehörte, wenn er wollte.

Nicoles Augen erinnerten Ritchie an seinen früheren Mit-schüler Barney Parks, der dank eines Stipendiums auf der Privatschule gewesen war. Ritchie, Jules und Randeep konn-ten Barney Parks nicht einfach vorbeigehen lassen, wenn sie ihn in einem alten Blazer sahen, der ihm viel zu groß war. Respekt vor Barney Parks, es auf eine Schule zu schaffen, die sich seine Eltern nicht leisten konnten, aber man musste ihm beibringen, was es hieß, in der Öffentlichkeit lächerlich auszusehen. Die Lehrer erteilten ihre Lektionen und die Jungen genauso. Sie versperrten ihm den Weg, und Ritchie und Randeep hielten ihn fest, während Jules hinter ihn trat, den Blazer lüftete und seine Arme zusätzlich in die Ärmel schob, um zu demonstrieren, dass zwei Jungen darin Platz hatten. Das Dumme an solchen Aktionen war, dass Ritchie darunter litt, wenn das Opfer nicht einfach darüber lachen

konnte, und da er sicher wusste, dass er gut war, konnte das nicht seine Schuld sein. Offensichtlich war die Welt voll von egoistischen Opfern, denen man mit ein bisschen Mobben beibringen musste, ihre Bestrafung stilvoller entgegenzunehmen.

Barney Parks lachte nicht. Barney Parks wehrte sich. Er war drahtig, und Ritchie musste fest zupacken. Beim Anblick des Widerstands in Barney Parks' starren, dunklen Augen, feucht von zurückgehaltenen Tränen, schoss Ritchie das Blut in den Kopf, und sein Gesicht brannte. Es war kein richtiger Widerstand. Barney Parks wollte, dass sie ihm das antaten. Barney Parks sagte nie etwas, er sah Ritchie nur direkt in die Augen. Sein Blick sagte, dass er angegriffen werden wollte, denn je heftiger sie mit ihm rangen, umso weniger würde er nachgeben; dass es einen Kern der Unangreifbarkeit und Eigenheit gab, den sie suchten, ohne es zu wissen – und wenn sie ihn noch so sehr verbogen und verdrehten und schließlich sogar zum Weinen brachten, zu diesem Kern würde er sie niemals vordringen lassen. Das zwang sie, es immer wieder zu versuchen, und das war es, was Barney Parks wollte. Ritchie geriet mächtig ins Schnaufen, ließ Barney Parks los, zog die rechte Faust zurück, schlug Barney Parks ins Gesicht und lief davon. Ritchie war damals zwölf gewesen. Barney Parks musste neun gewesen sein. Bei Nicole fühlte Ritchie dieselbe unctione Gegenwehr, denselben unctionen Widerstand, aber er musste sie nicht schlagen. Er wusste, was er tun und wie er sie ansehen musste.

Ritchie machte ein paar Schritte. Er rief Nicoles Namen. Der Magen drückte ihn. Ich hätte die Mirabellen nicht essen sollen, dachte er. Nicole kam aus der Tür und ging auf ihn zu. Ihr Blick war distanziert. Sie sah ihn an, als würde sie ihn nicht kennen, so wie Mädchen ihres Alters, die nicht wussten, wer er war, ihn ansahen, wenn sie seinen taxierenden

Blick auffingen. Über Jeans und T-Shirt trug sie die leichte Leinenjacke, die er ihr gekauft hatte. Er streckte die Hände nach ihr aus, und sie ging an ihm vorbei, legte ihre Hand auf den Türknauf, drehte ihn, öffnete die Tür einen Spalt breit und sah sich zu ihm um. Jetzt wollte er sie. Was war daran verwunderlich, dass ihn die Jugendfrische ihrer Haut so verlockte? Die Vorstellung, mit ihr Schluss zu machen, schien ihm von einem Verräter eingepflanzt worden zu sein.

»Musst du noch was einkaufen gehen?«, sagte er. Seine Trivialität erstaunte ihn, und doch musste er wiederholen: »Gehst du einkaufen?«

Nicole hob eine Hand und strich sich ihre vollkommen glatten, streng geschnittenen Haare mit den dunklen Strähnen im Blond aus dem Gesicht. Das goldene Uhrband hing schwer an ihrem noch fast kindlichen Handgelenk mit den feinen Sehnen, die Ritchie so gern streichelte. Sie hatte geschwind und zielsicher das Konto geleert, das er für sie eröffnet hatte; sie mochte keine billigen Sachen.

»Du musst mit meiner Mum reden. Sie sitzt im Wohnzimmer.« Nicole deutete mit dem Kopf den Flur hinunter.

Der Schreck durchbohrte Ritchie wie eine Nadel. »Wie hat sie es rausgekriegt?«

Nicole zog die Schultern ein und legte den Kopf schief. »Ich hab's ihr erzählt!« Sie sah ihn kopfschüttelnd an. »Redest du etwa nicht mit deinen Kindern? Sie hat von Anfang an über dich und mich Bescheid gewusst. Wie auch immer, jetzt ist sie hier, und sie muss mit dir reden.«

»Wo gehst du hin?«

»Nach Hause.« Sie kniff die Augen zusammen und wartete.

»Ich habe das Telefon verloren«, sagte Ritchie. »Deshalb habe ich nicht angerufen.«

»Ach ja«, sagte Nicole. Sie öffnete die rote Krokodillederhandtasche, die sie trug, und durchstöberte sie mit spitzen

Fingern. Sie fand ein Handy, den Zwilling zu seinem, das er verloren hatte, und gab es ihm.

»Brauchst du es nicht?«, sagte Ritchie.

»Ich habe es nur benutzt, um dich anzurufen«, sagte Nicole. Sie trat über die Schwelle und betrachtete ihn kurz. »Ich habe uns im Spiegel gesehen«, sagte sie. »Wir passen nicht zusammen.« Sie ging und knallte die Tür zu. Ihr Duft hing noch in der Luft.

Ritchie starrte das Guckloch an, drehte sich nach den Fernsehstimmen um, schloss seinen offenen Mund, drehte sich wieder zurück, rief Nicoles Namen, machte die Tür auf, sah die Lifttür zuklappen und schrie erneut ihren Namen. Er hatte das Gefühl, dass die Dinge irgendwie in der falschen Reihenfolge passierten.

## 6

Nicoles Mutter saß auf dem Sofa und sah fern. Sie saß mit dem Rücken zu Ritchie, als er ins Zimmer trat. Ihre schulterlangen, wasserstoffblonden Haare lagen auf der Lehne. Sie hatte die Schuhe ausgezogen, und ihre nackten Füße ruhten auf der Glasplatte des Couchtischs. Sie trank Rotwein und knabberte gesalzene Mandeln aus einem Schälchen. Der Showmaster machte einen Witz – der Ritchie entging, weil er auf die knallroten Zehennägel von Nicoles Mutter starrte, die sich mit den spielenden Füßen bewegten –, und sie stimmte in das Lachen des Publikums ein.

»Hallo?«, sagte Ritchie.

Nicoles Mutter blickte sich um, schluckte hastig die Mandeln hinunter, die sie kaute, stellte das Glas ab und stand auf. Sie strich ihren roten Rock glatt, sodass der Stoff, schien es Ritchie, Salz und Mandelfett abbekam.

»Entschuldigung«, sagte sie grinsend, ohne die Hände von den Hüften zu nehmen. »Louise. Nicole hat gemeint, ich sollte es mir gemütlich machen. Wo ist sie?« Sie schaute über Ritchies Schulter. Sie wirkte nicht überrascht, als er ihr sagte, dass ihre Tochter gegangen war.

»Gott!«, sagte sie. Sie trat zurück, ballte die Fäuste und schob sie sich zusammengelegt unters Kinn. »Ritchie Shepherd! Wie unglaublich, Ihnen so nahe zu sein! Ich war früher ein großer Fan von Ihnen.« Sie blinzelte mehrmals. Sie war aufgeregt und atmete hastig.

Ritchie forderte sie auf, sich wieder zu setzen, und wollte sich in den Sessel ihr gegenüber setzen, doch sie rief ihn zu sich und klopfte auf den Platz neben sich. Ritchie lachte, nahm sich ein frisches Glas und die Flasche und setzte sich zu ihr, allerdings in einem gewissen Abstand.

»Ich hab Sie im Hammersmith Palais gesehen, als ich zwölf war«, sagte sie. »Sie und Ihre Frau.«

»Damals war sie noch nicht meine Frau.«

»Gott, was hab ich für Sie geschwärmt!« Louise lachte. »Wenn Sie nicht mit Karin da gewesen wären, hätte ich versucht, in die Garderobe zu kommen. Ich war zu meiner Zeit so was wie ein Groupie.«

»Sie wären mir zu jung gewesen.«

Louise lächelte und blickte in eine Ecke. »Ach ja?«, sagte sie und wickelte Haarsträhnen um ihren Finger. Ritchie schluckte und lachte verhalten. Louise setzte eine strenge Miene auf. Sie zog die Schultern hoch und schob die Hände zwischen die Schenkel.

»Sie sind ein ganz Schlimmer, Ritchie«, sagte sie.

Ritchie roch Offerten, bevor sie gemacht wurden. Er fragte Louise, warum sie gekommen sei.

»Ach, Ritchie«, sagte sie. »Nicole kann nicht mit Ihnen weitermachen.«

Offenbar hatte Nicole etwas mit einem Fußballer aus der Jugendmannschaft der Queens Park Rangers angefangen. Bruce war achtzehn. Alle wussten, dass er in der ersten Mannschaft spielen würde, wenn die Saison losging. Er sei ein netter Junge, sagte Louise, sehr höflich und zuvorkommend, mit einem tollen Humor. Sie wisse, dass Ritchie das kränken musste; aber er habe gewusst, nicht wahr, dass es nicht ewig dauern konnte, jedenfalls solange er Karin nicht verlassen wollte.

Ritchie, dem es missfiel, wenn Leute, die seine Frau nur aus der Klatschpresse kannten, sie Karin nannten, stimmte zu. Ja, das habe er gewusst.

»Seit ihr Vater uns verlassen hat, und da war Nicole erst fünf, sind wir beide allein«, sagte Louise. »Wir sind echt wie zwei Mädels zusammen. Wir sind wie Schwestern, die besten Freundinnen. Wir erzählen uns alles. Und als sie sagte, dass sie was mit Ihnen hat, da war mir das schon ein bisschen komisch. Ich hab sofort gedacht, na ja, er ist verheiratet, und sie dürfte eigentlich noch gar nicht, na ja, mit fünfzehn und so, und sie hat doch nicht bei der Sendung mitgemacht, damit der Produzent sie sich aussucht und sagt: ›Die will ich, die sieht am besten aus, die nehm ich mir.« Louise streckte die Hand aus und legte sie an Ritchies Wange. »Ach, tut mir leid, Ritchie. Sie sind lieb zu ihr gewesen, wirklich, die ganzen Sachen, die Sie uns gekauft haben, und überhaupt. In ihrem Alter war ich auch kein Engel. Ich hab mit Männern geschlafen, die Ringe an allen möglichen und unmöglichen Stellen hatten.«

Ritchie stieß eine Art Lachfuz aus. Er grinste und schluckte. Seine Oberlippe klebte ihm an den Zähnen, und er löste sie mit der Zunge. Er glaubte nicht, dass er Nicole nicht wiedersehen würde. Alles, was Louise sagte, schien es Ritchie, betraf nur Louise; er musste nichts weiter tun, als den Kopf zu senken und sich durch Louise' Bedürfnisse

zu pflügen, bis ans andere Ende, wo es keine Louise mehr geben würde.

Mit jedem Atemzug hob und senkte sich Louise' Brust mehr, und ihre Augen wurden dunkel und glänzend. »Eine Zeit lang war ich ein bisschen eifersüchtig auf Nicole«, sagte sie. »Ich dachte, ich bin doch der Fan von ihm. Ich bin in seinem Alter, ein gutes Stück jünger sogar. Ich bin Single, sehe nicht schlecht aus. Wenn er jemand für einen Seitensprung braucht, warum nimmt er nicht mich?«

»Wie schmeichelhaft«, sagte Ritchie.

»Wollen Sie mal sehen, was für ein großer Fan ich von Ihnen war?«, fragte Louise. Sie machte zwei Knöpfe ihrer Bluse auf, wandte Ritchie den Rücken zu und entblätterte ihre Schultern. Verdutzt erblickte Ritchie sein eigenes Gesicht und das seiner Frau, mit einer Tätowiernadel auf die reine weiße Haut einer Fremden gestochen, zwischen ihrem rechten Schulterblatt und dem waagerechten weißen Band ihres BH. Er stellte sich vor, wie die kleine Nicole in einer muffigen Wohnung in Acton Louise beim Ausziehen im Schlafzimmer zusah und nach diesen unauslöschlichen Gesichtern fragte. Würde mit Louise' Haut auch sein und Karins Bild altern, fragte er sich, oder würde Louise in fünfzig Jahren als alte Frau mit zwei Unsterblichen auf dem Rücken aus dem Leben gehen?

Ritchie legte die Hände auf Louise' Taille und rückte näher. Der Tätowierungskünstler hatte das Bild nach dem Cover ihres ersten Albums kopiert. Als Ritchie genau hinschaute, sah er, dass die Aufschrift mit dabei war. »The Lazy-gods – *Fountain*.«

»Das Cover war meine Idee damals«, sagte er und küsste das Tattoo. Louise lachte. Ritchie ließ die Zunge über das Tintenbild seines eigenen Gesichts spielen, schob die Hände in Louise' BH und drückte ihre Brüste.

Das Telefon in seiner Tasche, das Nicole ihm gegeben hatte, fing an zu vibrieren. Ritchie stand auf, schob Louise von sich und trat mehrere Schritte zurück, während er das Handy hervorholte. Entsetzt blickte er auf das Display. »Anruf Ritchie«, stand dort.

Louise drehte sich zu ihm um und beobachtete ihn mit hart gewordenen Augen. Nachdem seine Hände von ihr zurückgezuckt waren, hatte er sie beinahe geschubst. Ritchie sah, dass sie nicht recht wusste, ob sie wütend werden oder so tun sollte, als würde sie wütend, weil es zum Spiel gehörte. Sie zog ihren Rock zurecht und schlug geziert die Beine übereinander, verzichtete aber darauf, ihre Bluse zuzuknöpfen und sich den BH über die Brüste zu ziehen. Mit zur Seite geneigtem Kopf beobachtete sie Ritchie skeptisch. Das Telefon klingelte immer noch. Für Ritchies Gefühl klingelte es schon seit Minuten. Er verspürte den Drang, Louise zu fragen, was er tun solle. Er verachtete sich, weil er schwach genug war, daran überhaupt zu denken. Er stand regungslos da, leckte sich die Lippen, während das Handy in seiner schwitzenden Faust vor sich hin brummte, und starrte die Frau an, die er gerade beinahe genommen hätte. Er fühlte, wie er mit jeder Sekunde Sprachlosigkeit an Ansehen verlor. Die Härte in Louise' Augen ging in Spott über.

»Du siehst aus, als ob du mit dem Schlimmsten rechnest, Ritchie«, sagte sie. »Willst du nicht drangehen?«

»Nicht vor dir«, sagte Ritchie. Er hatte nicht barsch sein wollen, aber jetzt war es zu spät.

»Entschuldigung!«, sagte Louise und begann, sich die Bluse zuzuknöpfen. Das Telefon hörte zu klingeln auf.

»Der Zeitpunkt ist wirklich ungünstig«, sagte Ritchie, das Telefon weiter fest umklammert, während er bedauernd die Hände ausstreckte, ohne sich auf Louise zuzubewegen. »Ich

muss mich darum kümmern.« Louise stand auf, und wie angeknipst führte sie allerlei ruckartige Übersprungshandlungen aus: hängte sich die Tasche über die Schulter, richtete sich die Haare, fasste sich an die Ohrringe, guckte auf ihr Telefon, biss sich auf die Lippe.

»Du bist ein viel beschäftigter Mann«, sagte sie. »Ich weiß nicht, woher du die Zeit für Nicole genommen hast, aber für mich hast du offensichtlich keine.« Ihr Mund verzog sich zu einem freudlosen Lächeln, und sie blinzelte. »Na dann, cheerio.«

»Mach's gut«, sagte Ritchie. Er schenkte Louise das breite Stets-zu-Diensten-Grinsen, mit dem er Leute anstrahlte, die er einmal gesehen hatte und bestimmt nie wiedersehen würde, und sie ging.

Ritchie setzte sich, wählte auf Nicoles Telefon sein verloren gegangenes Handy an und schloss die Augen. Nach zweimaligem Klingeln ging jemand dran. Er hörte gespanntes Atmen.

»Hallo?«, sagte er.

»Bist du das, Daddy?«, fragte Ruby.

»Oh«, sagte Ritchie. Er machte die Augen auf. »Hallo, mein Engelchen. Ja, ich bin's, Daddy. Dein Daddy ist dran. Wo bist du?«

»Ich bin im Bett«, sagte Ruby. »Und wo bist du?«

»In London.«

»Deine Stimme klingt so komisch.«

»Tatsächlich? Sag mal, Rubymaus, wo hast du das Telefon gefunden?«

»Im Garten.«

»Im Garten!«

»Im Gras.«

»Mmm.« Ritchie stand auf. »Was sagen denn Mummy und Dan dazu?«

»Sie wissen es nicht«, sagte Ruby. »Es ist mein Geheimnis. Ich habe es unterm Kopfkissen versteckt.«

»Was bist du doch für ein schlaues Mädchen«, sagte Ritchie. »Es ist nicht leicht, vor Mummy was zu verstecken, was?«

»Ich werde in der Pizzeria anrufen.«

»Für Pizza ist es zu spät, Schätzchen. Du musst jetzt schlafen. Wo ist Mummy?«

»Musik machen.«

»Und wo ist Milena?«

»In ihrem Zimmer.«

»Hat sie dir deine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen?«

»Ja.«

»Sie denkt also, du schläfst, was?«

»Ja.«

Ritchie war schon auf dem Weg zum Lift. Er fühlte sich leicht und stark und hellwach, wie vor einer schwierigen Sitzung mit Programmverantwortlichen des Senders.

»Rubyschatz«, sagte er, »das Telefon gehört Daddy. Ich habe es aus Versehen im Garten verloren.« Der Lift kam unten an. Die Tür ging auf, und er schritt auf die Haustür zu. »Hallo?«, sagte er. »Bist du noch da, Liebes?«

»Es gehört dir gar nicht!«, sagte Ruby. »Auf dem Display steht ›Nicole‹.«

Natürlich, sie haben ihr Lesen beigebracht, dachte Ritchie. Sie haben ihr die Unschuld genommen! Ihm zog sich die Kehle zusammen. Er wurde von zärtlichen Gefühlen für sein im Bett liegendes Töchterlein übermannt, wo ihre Füße gerade mal bis zur Mitte der Ponydecke reichten, ohne eine Vorstellung von den bösen Kräften der Bloßstellung, die von dem vergifteten Silberteil an ihrem Ohr gerufen wurden. Nur Ritchie konnte sie vor diesen grausamen Mächten retten. Sein Nasenrücken kribbelte vor Kummer und Zuneigung, als er ins Auto stieg.

»Bist du denn gar nicht müde?«, sagte er. Er fuhr los, das Telefon zwischen Schulter und Ohr geklemmt, wenn er schaltete.

»Nein.«

Es war nicht Ritchies Stärke, Krisen vorherzusehen, sondern sie zu bewältigen, wenn sie kamen. Er konnte Ruby dazu kriegen, das Fenster aufzumachen und das Telefon hinauszwerfen; was aber, wenn sie hinausfiel? Er konnte sie auffordern, etwas Schweres zu nehmen und das Telefon in Stücke zu schlagen. Aber hatte Ruby etwas Schweres in ihrem Zimmer, und wenn, konnte sie es heben? Er konnte ihr beschreiben, wie sie die SIM-Karte herausnahm, aber wahrscheinlich würden ihre weichen kleinen Finger an der sperrigen Abdeckung über dem Akku scheitern, sie würde verzweifeln, würde weinen, und Karin würde es mitkriegen.

»Ruby, du weißt doch, dass du Daddys absolutes Lieblingsmädchen bist, nicht wahr?«, sagte er. »Ich möchte jetzt, dass du ganz doll tapfer und schlau bist und tust, was Daddy dir sagt. Willst du das für mich tun?«

»Okay.«

»Das Telefon, das du gefunden hast, ist nämlich wirklich sehr wichtig und besonders und geheim. Und wenn du ganz doll tapfer und schlau bist, bekommst du von mir, was du dir wünschst. Was wünschst du dir am allermeisten auf der Welt?«

»Ich will ins Fernsehen.«

»Ich kann dafür sorgen, dass du ins Fernsehen kommst, Schätzchen, na klar kann ich das. Und wenn du das willst, musst du nichts weiter tun, als das Telefon schlafen legen und unter deinem Kopfkissen verstecken, und am Morgen wird es verschwunden sein. Und – das ist sehr wichtig, das Wichtigste überhaupt, Schätzchen – du musst es geheim

halten und darfst niemand erzählen, dass du das Telefon gefunden hast, nicht einmal Mummy oder Dan und auch niemand in der Schule oder der Oma oder Tante Bec oder sonst jemand. Verstehst du?»

»Ja.«

»Also leg jetzt das Telefon schlafen, Schätzchen, und versteck es unter deinem Kissen, und dann schläfst du ein.«

»Ich will eine Geschichte haben.«

Auf der Schnellstraße zur M25 erzählte Ritchie Ruby die Geschichte vom Löwen und der Maus: wie der Löwe die Maus nicht auffraß, als er von ihr geweckt wurde, und wie später die Maus den Löwen rettete, indem sie das Netz eines Jägers zernagte. Als er fertig war, fragte er Ruby leise, ob sie noch wach sei. Er fragte dreimal, jedes Mal leiser, und als er keine Antwort bekam, legte er auf und fuhr schneller.

Auf der Auffahrt zum Haus sah er, dass im Studio abseits des Haupthauses in einem alten Stallgebäude die Lichter brannten. Er parkte den Wagen dicht vorm Haus, trabte zum Haupteingang und ging zu Milena ins Zimmer, das am selben Flur lag wie die von Ruby und Dan. Milena saß im Trainingsanzug auf dem Sofa, die Knie angezogen, trank Tee und sah fern.

»Karin ist im Studio«, sagte sie. »Sie hat dich nicht zurück-erwartet.«

Ritchie grinste. »Mir war nicht danach, über Nacht zu bleiben«, sagte er. »Sind die Kinder im Bett?«

»Ach, schon längst. Sie schlafen.«

»Wie ging's mit ihnen?«

»Gut. Dan wollte seine Nudeln nicht essen. Er meinte, Makkaroni schmecken ihm nicht wegen der Form, die sie haben.«

»Ich schau noch mal nach ihnen.«

Ritchie machte Milenas Tür hinter sich zu – sie war offen



James Meek

## **Liebe und andere Parasiten**

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 560 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-421-04586-7

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: August 2013

Der große Gesellschaftsroman unserer Zeit – scharfsinnig, provokant und voll schwarzem Humor!

Bec Shepherd, Forscherin aus Leidenschaft, hat ein hehres Ziel im Leben: Sie will die Menschheit von der Geißel der Malaria befreien. Dafür ist sie sogar bereit, ihre eigene Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Ihr Bruder Ritchie hingegen, einstmals gefeierter Rockstar und nun millionenschwerer TV-Produzent, riskiert für eine Affäre mit einer Minderjährigen die Trennung von seiner Ehefrau. Nur einer weiß von dieser Bettgeschichte: der skrupellose Journalist Val. Als Bec seinen Heiratsantrag ablehnt, droht Val, Ritchies Fehltritt publik zu machen – wenn dieser nicht seine Schwester an den öffentlichen Pranger stellt. Muss Ritchie sie wirklich verraten, um seine eigene Haut zu retten?

Klug, kühn, komisch – eine provozierende Geschichte über die Kraft von Familienbanden, die Unvereinbarkeit von Glaube und Vernunft, über Musik, Medienhypes, Evolution und den Drang, die Welt zu verbessern. Ein groß angelegter Gesellschaftsroman über unsere Zeit, in der Richtig und Falsch, Gut und Schlecht nicht immer zu unterscheiden sind.



[Der Titel im Katalog](#)